

Nationalismus und Weltbürgertum

Das offizielle China und der Dalai Lama

Stephan Stockmar

Warum erregen die gegenwärtigen Unruhen in Tibet und ihre Unterdrückung durch China derart die Gemüter in aller Welt? Es gibt weit blutigere Konflikte andernorts, an die man sich allerdings teilweise schon gewöhnt hat. Und Tibet selbst spielt im »Great Game« der Geopolitiker um Energie und Rohstoffe nur eine unbedeutende Rolle. Natürlich ist da die bevorstehende Olympiade in Peking, die oft Anlass für moralisierende Sonntagsreden ist. Aber ist das schon alles?

Ein wesentlicher Grund für das große Echo auf die Unruhen in Tibet ist letztlich eine einzelne Person, die nicht nur in der Kulturwelt weltweit Respekt genießt: Tendzin Gyatso, der 14. Dalai Lama. Er ist nicht nur seit fast 50 Jahren im Exil lebendes Oberhaupt der Tibeter und damit Vertreter einer fernöstlichen Kultur, mit der sich viele im Westen aufgestaute Sehnsüchte verbinden. Er ist über die Jahre immer mehr zum Repräsentanten des Allgemein-Menschlichen in einer globalisierten Welt geworden. Jeder möchte sich mit seiner moralischen Autorität schmücken, und solange es keinen akuten Handlungsbedarf gab, ging das auch gut. Man riskierte zwar einen diplomatischen Kleinkrieg mit China, doch in der Regel glätteten sich die Wogen bald wieder. Dass allerdings diese Geplänkel mit der zunehmenden Wirtschaftskraft Chinas immer riskanter werden, musste kürzlich die deutsche Bundeskanzlerin erfahren. Nun will sie sich trotzdem wieder mit dem Dalai Lama treffen, was ihr hoch anzurechnen ist. Und doch ist das konsequente Eintreten des Dalai Lama für Gewaltlosigkeit nicht nur für die unter der chinesischen Unterdrückung leidenden Tibeter irritierend. Denn mit ihm lässt sich zwar das Verhalten des offiziellen Chinas oder anderer unliebsamer Mächte anprangern, nicht jedoch das eigene, angeblich so pragmatische Handeln – zum Beispiel China gegenüber

ber – legitimieren. Dieser innere Konflikt zeigt sich bereits darin, dass zwar die Unabhängigkeitsbestrebungen der Tibeter auf kulturellem und religiösem Felde weithin respektiert werden, kaum ein westlicher Politiker es sich aber mit dem Wirtschaftsgiganten China verderben möchte. Insofern ist die Haltung des Dalai Lamas auch nicht nur für die chinesische Regierung gefährlich.

Wenn ich meine Soldaten »Tiger« nenne ...

Die chinesische Regierung wirft zurzeit mit ungläublichen Worten gegenüber dem seit 49 Jahren im Exil lebenden Dalai Lama um sich. Dazu gehören nicht nur abfällige Begriffe wie »Dalai-Lama-Clique« als Bezeichnung für die tibetische Exilregierung, die als nächsten Schritt angeblich nun auch Selbstmordattentate plane, sondern sie wird durchaus persönlich: Er sei »Separatist« und als »Drahtzieher« verantwortlich für die – wohl unbestreitbar auch gewalttätigen – Proteste von Tibetern und damit ein »Wolf in Mönchskutte«. Ständig werden diese und andere Formeln wiederholt und gesteigert, bis hin zum offenen Terrorismus-Vorwurf. Wenn er sich anders lautend erkläre, sei das Lüge.

Uns erscheinen solche formelhaften Erklärungen als dreiste Zumutungen. Hält die chinesische »Führungsclique« die Welt tatsächlich für so dumm, diesen verbalen Aggressionen Glauben zu schenken? Wozu haben sie dies nötig? Sind es bloße (innenpolitische) Rechtfertigungen eines trotz aller wirtschaftlichen Entwicklung und Öffnung diktatorischen Regimes? Steckt dahinter die Angst, dass das Reich mit seinen vielen seit langem mehr oder weniger in ihrer Eigenständigkeit unterdrückten Minderheiten auseinander zu brechen droht?

Sicherlich sind solche Interpretationsversuche im Sinne einer Logik der Macht, wie sie der

Propaganda aller Diktaturen und Hegemonisten zugrunde liegt, auch in diesem Falle zutreffend. Dazu kommt hier aber vielleicht noch eine Besonderheit des chinesischen Denkens und der diesem entsprechenden Sprache, auf die einer der Altmeister der europäischen Sinologie, Marcel Granet, in seinem zuerst 1934 erschienenen Werk »Das chinesische Denken« hinweist:¹ »Zweck der Sprache ist es in erster Linie, eine Handlung auszulösen. Es kommt weniger auf eine klare Auskunft als auf eine Beeinflussung des Tuns an. ›Die Macht der Worte beruht auf der Ausdruckskunst (wen)‹. [...] Um einen Gegner zu überspielen, um auf das Verhalten eines Freundes oder eines Klienten einzuwirken, genügt es, durch eine Anhäufung von Formeln in sein Denken ein Wort einzupflanzen, das dann von diesem voll Besitz ergreift. Das chinesische Wort ist etwas ganz anderes als ein bloßes Zeichen, mit dessen Hilfe ein Begriff aufgezeichnet wird. Es entspricht nicht einer Vorstellung, deren relative Abstraktion oder Allgemeingültigkeit man so präzise als möglich festzulegen sucht. Es hebt vielmehr einen Komplex bildhafter Vorstellungen ins Bewusstsein, wobei von diesen die aktivste zuerst in Erscheinung tritt.«

Entsprechend gilt bzw. galt: »Einen Namen kennen, das richtige Wort aussprechen, ist gleichbedeutend mit der Beherrschung oder der Erzeugung des entsprechenden Wesens oder Dings. [...] Wenn ich meine Soldaten ›Tiger‹ nenne, dann kämpfen Tiger für mich. [...] Der von mir ausgestoßene Fluch stellt eine konkrete Macht dar, die meinen Gegner anfällt, deren Wirkung er erfährt und deren Wirklichkeit er anerkennt.« – Auch wenn eine solche magische Wirkung des Wortes, die direkt in das Verhalten und Tun des anderen eingreift, sich zunächst auf die mythische Zeit und ihre Herrscher bezieht, so scheint sich doch ein entsprechendes Denken und Handeln bis in die heutige Zeit tradiert zu haben, wie die gebetsmühlenartige Wiederholung der o.g. Propagandaformeln nahelegt. Ob es auch heute noch diese unmittelbare Wirksamkeit besitzt, sei dahingestellt. Was dazumal eine Kunst war und auch einer (inneren) Legitimation bedurfte, um seine

Wirksamkeit zu erreichen, erscheint hier in einer pervertierten Form. So wie Mao das alte chinesische Herrschaftsprinzip in der Kulturrevolution pervertiert hat, das darin bestand, etwas nur anzuregen und alles sich entsprechend selbst organisieren zu lassen, selbst aber quasi unschuldig und rein in der Leere des Zentrums zu bleiben.

Insofern bildet die offizielle chinesische Reaktion auf die Unruhen tatsächlich so etwas wie ein Gegenbild zum Wirken des Dalai Lama, der aus der sich jederzeit füllen könnenden Leere schöpft, bar jedes äußeren Machtanspruchs. Kann dieses Prinzip absoluter Gewaltlosigkeit (nach außen wie nach innen) angesichts der alle Mittel benutzenden Gewalt noch erfolgreich sein? Manche Tibeter, auch im Exil, zweifeln dies heute an, und es fällt schwer, diese Zweifel als unberechtigt abzutun ...

»Chinesische Brüder und Schwestern«

Der Appell des Dalai Lama, mit dem er sich am 28. März an das chinesische Volk gerichtet hat,² enthält deutliche Worte im Hinblick auf die gegenwärtigen Propaganda der chinesischen Führung, benennt die anhaltende Angst der Tibeter und das fortwährende Misstrauen der chinesischen Regierung, das immer wieder zu unbarmherziger Unterdrückung führte. Und er erinnert an die Opfer der Tragödie vom Tiananmen-Platz 1989. Trotzdem bietet er immer wieder von neuem die Hand zur Versöhnung und verpflichtet sich weiterhin auf den Ansatz einer »Art mittleren Weges, bei dem Tibet bei China bleiben würde und der die friedliche Entwicklung Tibets ermöglichen sollte«.

Nachdem der Dalai Lama zu Beginn des Appells sein Mitgefühl gegenüber den chinesischen Opfern des gegenwärtigen Aufstandes und ihren Familien zum Ausdruck gebracht hat, fährt er einleitend fort: »Chinesische Brüder und Schwestern, ich versichere euch, dass ich nicht nach der Abspaltung Tibets trachte. Noch habe ich den Wunsch, einen Keil zwischen Tibeter und Chinesen zu treiben. Im Gegenteil, schon immer war es mein Ziel, eine tragfähige Lösung für die Probleme Tibets zu finden, wel-

che die langfristigen Interessen von Chinesen und Tibetern berücksichtigt. Mein wichtigstes Anliegen ist, wie ich wiederholt betont habe, die Sicherstellung des Fortbestands der einzigartigen Kultur, Sprache und Identität des tibetischen Volkes. Als ein einfacher Mönch, der bestrebt ist, sein tägliches Leben gemäß den Grundsätzen des Buddhismus auszurichten, versichere ich euch, dass meine Motivation aufrichtig ist.«

Der Dalai Lama verfällt nicht der Versuchung, die chinesische Führung argumentativ zu entlarven. Er hält sich an das Faktische, das er deutlich benennt, aber nicht zu fixen Vorstellungen oder gar Feindbildern verfestigt. Am schärfsten wird er noch, wenn es direkt um ihn und seine Absichten geht: Ihm bereitet es Sorge, »dass die chinesische Führung trotz meiner wiederholt zum Ausdruck gebrachten Befürwortung der Pekingener Olympiade behauptet, ich versuchte die Spiele zu sabotieren. Sie tut dies mit der Intention, eine Kluft zwischen den Menschen in China und mir selbst zu schaffen.« Ansonsten hält er sich mit der Benennung von möglichen Motiven weitestgehend zurück. Er sucht vielmehr Anknüpfungspunkte und achtet auf Keime neuer Entwicklungen, nicht nur in der Reaktion chinesischer Intellektueller und Schriftsteller, sondern auch in der Politik von Präsident Hu Jintao zur Gestaltung einer »harmonischen Gesellschaft« und sieht in dessen Erklärung, »dass die Stabilität und Sicherheit Tibets die Stabilität und Sicherheit des Landes betrifft, möglicherweise den Anbeginn einer neuen Ära zur Lösung der Probleme Tibets«.

Und er setzt auf Begegnung und Dialog, die allerdings gegenseitigen Respekt voraussetzen. So betont er, dass dem chinesischen Volk der Respekt und die Zuneigung älteren Dharma-Brüder und -Schwestern gegenüber gebühre, da der Buddhismus in China bereits blühte, als er von Indien aus auch nach Tibet kam. Auf der anderen Seite weist er, China müsse sich »den Respekt und die Achtung der Weltgemeinschaft [erst] verdienen, indem es eine offene und harmonische Gesellschaft etabliert, die auf den Prinzipien von Transparenz, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit begründet ist.«

Ein einfacher Mitmensch ...

Der Dalai Lama reagiert nie nur als Religionsführer oder Politiker, sondern immer und vor allem als »einfacher Mitmensch« oder »einfacher Mönch« – nicht in falscher Bescheidenheit, sondern als Ausdruck des Allgemein-Menschlichen und einer Eigenverantwortlichkeit in seinem Denken und Handeln. Dabei kennt er keine Berührungsängste: Es macht für ihn offensichtlich keinen Unterschied, ob er sich mit angesehenen Wissenschaftlern über spirituelle Fragen austauscht, in überfüllten Stadien über den Weg zum sinnvollen Leben spricht, sich mit Politikern über die Weltlage berät oder den Lesern der Bildzeitung die Regeln des Glücks verkündet. Er ist sich für niemanden zu gut – und so authentisch in seinem Interesse für den Menschen, dass er vollständig uninstrumentalisierbar erscheint. Macht ihn gerade dies für die Funktions- und Machttträger dieser Erde so gefährlich?

Vielleicht wäre er, hätte er in Tibet bleiben und wirken können, einfach geistliches Oberhaupt eines Volkes gewesen, das seit Jahrhunderten in tiefer Religiosität den Mahayana-Buddhismus pflegt und das er als weltliches Oberhaupt in die Moderne geführt hätte, soweit dies halt in einer abgelegenen und unwirtschaftlichen Region wie die des tibetischen Hochlandes möglich gewesen wäre. Jedenfalls hat er, der 1950 mit 15 Jahren offiziell in Tibet die Regentschaft antrat, als eine seiner ersten Amtshandlungen eine Kommission gegründet, um die überkommenen feudalen Gesellschaftsstrukturen vor allem hinsichtlich der großen Privatbesitzungen zu reformieren. 1959 musste er nach ergebnislosen Versuchen, sich mit den Chinesen friedlich zu einigen, nach Indien fliehen.

Im Laufe der Jahrzehnte verwandelte er die Situation des Exils immer mehr zu der einer Beheimatung in der Welt. Heute ist er nicht in erster Linie ein Botschafter oder gar Missionar des tibetischen Buddhismus – also Vertreter in eigener Sache –, sondern vor allem der einer Menschen verbindenden Universalität jenseits aller Konfessionen. Dadurch hat er auch sein Heimatland Tibet zu einem Symbol gemacht.

Es ist nicht mehr nur eine Provinz auf dem Dach der Welt mit einer alten, musealen Kultur, sondern steht in den Augen vieler für eine völkerverbindende tiefe Religiosität. Vielleicht ist es gerade diese Spannung zwischen der Zeit- und Weltlosigkeit des tibetischen Buddhismus, der letztlich kein Interesse am Materiellen hat, und der agilen Universalität der Person des 14. Dalai Lama, der wie kein anderer das Interesse am einzelnen Menschen pflegt, die die Faszination dieser Person ebenso wie des tibetischen Buddhismus, dem er entwachsen ist, ausmacht. Und gerade darin liegt vermutlich das »Unheimliche« dieser Person.

»Gewaltlosigkeit bedeutet nicht, dass wir angesichts eines Problems die Hände in den Schoß legen sollten. Im Gegenteil: Es kommt darauf an, mit vollem Engagement bei der Sache zu sein. Allerdings gilt es stets so zu handeln, dass unser Handeln nicht uns alleine zugute kommt. Wir dürfen nicht gegen die Interessen der anderen verstoßen. Gewaltlosigkeit zeichnet sich demnach nicht einfach nur durch Nichtausübung von Gewalt aus, sondern durch eine Haltung des Mitgefühls und des Eintretens für andere. Gewaltlosigkeit ist geradezu eine Manifestation von Mitgefühl.«³

... und Angehöriger der menschlichen Familie

Entsprechend beruht der vom Dalai Lama immer wieder gewiesene Weg zu Glück und Zufriedenheit vor allem auf Mit-Menschlichkeit und meint nie nur das private Glück. Seine Vorstellung von menschlichem Glück beinhaltet »ein starkes Interesse am Wohlergehen all unserer Mitmenschen, unabhängig von Glaube, Hautfarbe, Geschlecht und Nationalität. Dieser Gedanke einer alles umfassenden Verantwortlichkeit geht schlicht von der Voraussetzung aus, dass im Grunde jeder andere Mensch die gleichen Wünsche hegt wie ich«. Mit dieser Haltung erhebt er sich über alles Bindungsmäßige, sei es gegenüber Familie, Volk oder Religionsgemeinschaft. »Wirkliche Liebe beruht nicht auf Bindung, sondern auf Altruismus. Und im Fall dieser altruistisch motivierten Liebe wird, solange empfindende Wesen leiden, Ihr Mitgefühl

als menschliche Antwort auf das Leid bestehen bleiben.« Der Wunsch nach dem Glück des anderen ist für ihn Ausdruck eines starken Ichgefühls. Er befähigt dazu, sich als »Angehöriger der menschlichen Familie« zu verstehen.

Auf die Globalisierung im wirtschaftlichen und politischen Bereich antwortet der Dalai Lama nicht mit irgendwelchen hegemonistischen Bestrebungen im Interesse seiner speziellen Religion, sondern setzt radikal auf das Menschliche in jedem einzelnen Menschen, das die Potenz zu einer weltumspannenden Bewegung enthält. Insofern steckt in seiner Rede von sich selbst als vom »einfachen Mitmenschen« keinerlei falsche Bescheidenheit, sondern der Kern einer neuen Universalität, die das durch die Zeiten gewachsene Besondere – wie das der tibetischen Kultur, aus der er selbst stammt – nicht überwältigen (wie Kommunismus oder Kapitalismus es tun), sondern ihm den Entfaltungsraum erhalten will.

Der Dalai Lama sucht in seiner Arbeit für den Weltfrieden keine neue Universalreligion, sondern gewissermaßen den kleinsten gemeinsamen Nenner aller Weltreligionen, der zugleich vielleicht auch der größte ist: »eine auf das Wohl der Menschheit ausgerichtete spirituelle Praxis«. Religion »soll uns helfen, eine wohlwollende, gütige Grundhaltung zu entwickeln, die von Nächstenliebe, Achtung vor unseren Mitmenschen und wirklichem Zusammengehörigkeitsgefühl getragen wird« – über die Grenzen der unterschiedlichen Religionsgemeinschaften hinweg, die jede ihren unverwechselbaren Beitrag leisten. Er sucht die Einheit also nicht in der theologischen Lehre, in der Gottesvorstellung, sondern in der konkreten Haltung dem anderen Menschen gegenüber. Dies entzieht auch jedem Fundamentalismus den Boden.

Vermutlich ist es diese Haltung, die den Publizisten Pico Iyer angesichts der gegenwärtigen Unruhen schreiben lässt: »Und während ich an all die Tibeter dachte, die ihre zutiefst menschliche Ungeduld und Frustration ausdrücken – wie können wir tatenlos zusehen, wenn unser Land zerstört wird, Stück für Stück –, erinnerte ich mich, dass ich in den sechsend-

zwanzig Jahren Korrespondententätigkeit, in denen ich über Kriege und Politiker berichtet hatte, von Nordkorea bis Beirut und von Sri Lanka bis El Salvador, keinem weitsichtigeren, pragmatischeren oder vernünftigeren Politiker begegnet bin als dem Dalai Lama«.4

Der Dalai Lama veranstaltet nicht gewaltfreie Aktionen zur Befreiung seines Volkes, vergleichbar einem Ghandi. Dies ist ihm aus dem Exil heraus so auch gar nicht möglich. Er hat den Impuls der Gewaltfreiheit universalisiert im Sinne einer Befreiung des einzelnen Menschen, wo immer dieser auch lebt. Wie pragmatisch das ist, zeigt sich in der Tatsache, dass selbst viele chinesische Regimekritiker wenig Sinn für Unabhängigkeitsbestrebungen in von Minderheiten bewohnten Regionen haben. Das Zusammenhalten des Riesenreiches, das schon immer in sich sehr heterogen war, hat seit eh und je einen hohen Stellenwert, und dies sieht man nun durch westliche Propaganda in Frage gestellt. Die kritischsten Köpfe fragen allerdings auch: »Wenn wir den Nationalismus als Waffe gebrauchen, um den Westlern zu widerstehen, wie können wir dann die ethnischen Minderheiten überzeugen, ihren Nationalismus hinter sich zu lassen und sich am Nation-Building zu beteiligen?«5

Der Dalai Lama ist erwachsen aus einer extrem traditionalistischen Kultur, die bis in den Beginn des 20. Jahrhunderts starke feudalistische Elemente enthielt. Hier haben sich ethnische, religiöse und weltliche Strukturen so zu einer Einheit verbunden, wie sie dem in Chi-

na sonst vorherrschenden Buddhismus fremd sind. Gezwungen ins Exil, hat er sich durch seinen individualistischen Universalismus in der ganzen Welt beheimatet – aus der Kraft der im tibetischen Buddhismus wurzelnden Verinnerlichung. Während das offizielle China mit unverwandten anti-individualistischen Techniken reagiert, die in mythischen Zeiten urständen und zumindest dort eine magische Wirkung zeitigten. Größer können die Gegensätze kaum sein, die hier aufeinander stoßen.

Anmerkungen:

1 Marcel Granet: *Das Chinesische Denken*, Frankfurt am Main 2000; vgl. Besprechung und Zitate in dem Themenheft *China. Zukunftsperspektiven einer alten Kultur* (DIE DREI 6/2005).

2 www.blog.china-guide.de/index.php?entry=entry080403-051242.

3 Dieses und die folgenden Zitate aus: Dalai Lama: *Frieden lernen*, Stuttgart 2007.

4 Dalai Lama. *Der große Pragmatiker* – www.faz.net, 31.3.2008. Von Pico Iyer erscheint im Juli das Buch *Der Dalai Lama – Politiker, religiöser Führer und Mystiker* (Goldmann Verlag).

5 FAZ vom 14.4.2008: *Im Sturm der Kampagnen* von Mark Siemons.

Vergleiche auch die Darstellungen von Monika Eichele, Kennerin des tibetischen Buddhismus und der tibetischen Sprache, in der vierteljährlich in Bern erscheinenden *Gegenwart. Zeitschrift für Kultur, Politik und Wirtschaft*, 4/2007 (*Tibetischer Buddhismus*) und 1/2008 (*Buddhistische Philosophie und Praxis*).